

Am Anfang waren ein paar kryptische Zeilen im Tagebuch.

Ich stehe hier. Hinter mir der Magistrat. Vor mir – frei, alles frei. Und sonst? Was siehst du? Mich. Hier stehen. Frei. Frei? Vater. Hier bin ich.

Das war an einem Abend Ende Oktober, Anfang November 2004. Ich hatte mein kleines Büro im vierten Stock zugesperrt und den Schlüssel beim Portier abgegeben, so wie jeden Tag nach Dienstschluss und marschierte Richtung U-Bahn, als ich es bemerkte. Ich blieb stehen und starrte auf das überdimensionale Werbeplakat, das vor dem Baugerüst am Hotel Intercontinental aufgespannt war. Irgendwo auf den paar hundert Metern zwischen dem hässlichen Bürohaus am Modenapark und dem Fleck, auf dem ich stand, war es passiert. Die pragmatisierte Staatsdienerin war tot.

Die nächste Eintragung liest sich wie Crème Brûlée.

Zum ersten Mal in meinem Leben habe ich mein Leben in meine Hand genommen. Mein Leben in meiner Hand. Das spüren. Einen Augenblick. Den Augenblick, bevor es ihr wieder entgleitet ... Ist gewaltig.

Das muss er gewesen sein. Der Anfang. Dieser Augenblick. Das Nächste schon weit weniger pathetisch und immer noch ohne Datum.

Es ist ein Sprung auf meine eigenen Füße. Ich hoffe, sie werden mich tragen.

Ich werde das tun, was meinem Wesen entspricht: Ich werde eine Kunst(darüber das Wort Schreib)werkstatt eröffnen. Ich werde hinschauen und sagen was ich sehe.

Dann kommt etwas vom Chaos, das zunehmend sichtbar wird. Nicht nur in der Politik und irgendwelchen Ämtern. Auf jedem Zentimeter Erdboden. Die Fehler, die Versäumnisse und ihre Folgen. Und:

Das, was jetzt zu tun ist, ist das Chaos anzuschauen und zu schauen: Wo ist mein Platz in diesem Durcheinander?

Dann wieder der Sprung zurück ins Amt.

Ich passe nicht auf den Stuhl, auf dem ich sitze. Ein anderer wird die Aufgaben, die hier anfallen (besser: die Erledigungen, die gewünscht werden) besser erledigen (machen) als ich. Eine Handwerksstatt ist hier nicht gefragt.

Dann muss ein Gespräch mit meinem Sohn stattgefunden haben.

„Cool!“ hat er gesagt. Und mich gefragt: „Wieso gehst du ‚ganz‘? Wieso nimmst du dir nicht wieder Karenzurlaub?“ Die Antwort war witzigerweise sofort da, als hätte sie schon auf die Frage gewartet: Weil ich diesmal weiß, dass mein Platz nicht mehr hier ist. Und weil ich weiß, wie wichtig mein Platz hier für mich war, wie viel ich dieser Zeit zu verdanken habe. Würde ich, obwohl ich das alles weiß, das Dienstverhältnis nicht lösen, sondern nur (wieder) in Karenz gehen, wäre das in

meinen Augen „eine Beziehung ausnützen“. Das ist sich eine alte Beziehung warm halten als Notnagel, als Schlupfloch zurück in ein warmes Nest, wenn die neue nicht funktioniert. Das ist kein guter Anfang und kein gutes Ende.

Umstieg auf andere Kugelschreiberfarbe und die Situation der Welt.

Es ist Zeit jetzt aufzustehen. Es ist keine Zeit mehr sich zu verkriechen. Überall auf der Welt. Für jeden und für keinen von uns. Wir haben keine Zeit mehr. Und fast keine Chance mehr wegzusehen. Denn es gibt sonst nichts mehr. Spätestens in ein paar Jahren gibt es sonst nichts mehr. Nicht einmal auf dem Meer kann man sich mehr verkriechen. Der Sturm holt alle aus ihrem Versteck.

Wieder zurück zu dunkelblau und zu mir.

Außerdem bin ich mir das irgendwann schuldig: vor dem Nichts (= keine Ahnung haben, wie es weitergeht) zu stehen und zu sehen/erfahren, dass und wie es weitergeht.

Dann endlich ein Datum.

3. 11. Bush ist weitere vier Jahre Präsident.

4./5. 11. Arafat ist tot.

Und: Ich muss schauen, was es dort draußen gibt im lebensversicherungslosen Niemandsland. Ob dort wirklich die Welt zu Ende ist.

Und spätestens hier beginnt es kompliziert zu werden. Denn es ist eine Sache einen Gedanken wie diesen zu denken, ihn nach fast einem halben Jahrhundert harter Zusammenarbeit als guten Freund und Begleiter ans Tageslicht zu lassen, eine ganz andere ist es diesen Gedanken, seine tausend Gesichter vor sich zu sehen, als eigenes Kind, und zu wissen, welche Knochenarbeit den beiden bevorsteht ... Kompliziert ist nicht das Wort. Das Tagebuch bricht hier ein, wechselt abrupt seine Identität, grenzt sich ab durch eine eckige Klammer, in ihr ein Konzept beginnend mit: „Überdies könnte die Verordnung nach Wegfall des Bundesgesetzes ...“, auf der nächsten Seite ein Datum, 11. 11., Notizen, Faschingsbeginn, das Datum ist ein Termin, ein Krankenhaus für den eingequetschten kleinen Finger meiner linken Hand, noch ein Datum, Zahlen, Uhrzeiten, eine Anleitung zur Selbstbedienung endend mit: „Nicht in den Laser schauen!“ Dann ein paar leere Zeilen, ein Puffer aus weißblauen Karos, dann ein ganz kurzer Querstrich. Unter diesen Querstrich geflickt, ohne jeden Abstand an ihn anschließend, als wäre kein noch so kleines Viereck mehr zu vergeuden, die Frage, die nicht am Papier steht: Schade ich Simon, wenn ich gehe? Was sagt mein Aussteigen einem chronischen Ausbrecher wie ihm? Was hat ihm mein Leben bzw. das seiner Eltern bisher gesagt?

Paul und ich drängen seit jeher massiv nach außen. Wir wollen beide das „normale“ Leben nicht. Und wir können uns beide nicht daran gewöhnen. Wir tun aber den Schritt hinaus nicht. Aber nicht, weil die Vernunft siegt oder irgendeine Stärke irgendeine Schwäche in den Griff kriegt. Wir sind inkonsequent, feige, Paul ist außerdem stinkfaul, ich bin viel zu wenig selbstbewusst. Im Griff haben wir beide

sehr wenig und am allerwenigsten diesen Drang. Das ergibt in einem System (wie die Familie eines ist) mit der Zeit einen enormen Druck, der ein Ventil braucht und wenn ihm keines zur Verfügung gestellt wird, sich eines sucht, durch das er nach außen kann. In unserer Familie ist Simon zu diesem Ventil geworden. Er bricht ständig aus. Egal, wo er ist, was er tut. Er bricht aus dem Gewöhnlichen aus, aus dem Ungewöhnlichen, Verrückten, aus der Schule, Familie, Gesellschaft, als wäre ausbrechen ein Lebenszweck, Berufsbild, Grenzen überwinden, zerstören, auch die seines Körpers. Wenn man sich die Sache von der Seite anschaut, gehe ich besser heute als morgen ...

Dann ein paar Blautöne und Schriftgrößen durcheinander gewürfelt.

Kein Feigenblatt der Politik bzw. des Feigenblattes der Politik mehr.

Ich gehe jetzt von denen, die die Subventionen streichen, zu denen, denen die Subventionen gestrichen worden sind.

Dieser Lebensabschnitt ist zu Ende und es ist Zeit für den nächsten. Das ist alles. Alles andere sind Kleinigkeiten. Wesentlich ist das.

Und noch einmal zurück zu Simon.

Ich gehe nicht, weil ich davon rennen oder mich vor etwas drücken oder in einem Winkel vor mir, der Welt oder dem Leben verstecken will. Ganz im Gegenteil. Ich gehe, weil ich mich nicht mehr verstecken will. Weil ich das, was mich ausmacht, nicht mehr unterdrücken, verleugnen, würgen will, bis es keine Luft mehr hat zum Atmen, nur weil es anders ist als „die Norm“. Ich gehe, weil dieser Abschnitt in meinem Leben zu Ende ist und ich bereit bin für den nächsten. Ich gehe, weil das mein Weg ist und nicht ein Ausweg. Vielleicht kann ich es ihm vorzeigen: nicht negativ aussteigen.

Dann die Ernüchterung.

Ich schiebe mein Gehen so lange vor mir her, bis es sich von selbst erledigt. Heute mussten wir die Weihnachtsurlaube bekannt geben und Edda hat mich wie üblich in den ersten zwei Jännerwochen als ihre Vertretung angegeben. Das Leben geht weiter, es wartet nicht, bis ich den Schritt in alle Ewigkeit nicht tue. Es nimmt einen einfach mit wie ein Stück Treibgut.

Und gleich die nächste.

Ich werfe Simon vor, dass Reden und Tun bei ihm auseinander klaffen. Bei mir klafft es genauso. Ich sage, ich gehe. Und bleibe. Ich sage, ich kann heute keine Überstunden machen, weil ich verabredet bin. Ein paar Minuten später nehme ich den Akt, um den es geht, sage die Verabredung ab und verbringe den ganzen Abend im Büro. Ich sage, ich schreibe das und das nicht in die Erläuterungen zum Gesetzentwurf, weil ich diese Argumentation vor mir nicht vertreten kann. Und ... Scheiße!!!

Ende November feierte eine liebe Arbeitskollegin tapfer ihren Abschied. Sie ging furchtbar ungern in Pension. Wir ersäufen gelegentlich unseren Kummer über unsere Söhne mit vereinten Kräften in faustdicken Cremetorten und Riesenschalen Blutorangentees ...

War schön gestern. Mit erstaunlich guten Gesprächen. Und einen wunderschönen Stein habe ich geschenkt bekommen. Er ist blau und gegen das Licht gehalten das Meer. Und ein Super-Projekt-Manager hat einen Super-Ausspruch getan: „Das ist ein ganz wesentlicher Punkt, der vor Beginn eines Projektes für alle Teilnehmer klar sein sollte: Das Projekt darf auch scheitern.“

Am 30. November noch der Eintrag:

Grenzen/los (ein Manuskript) ist wieder einmal zurückgekommen. Es passt wieder nicht ins Verlagsprogramm. Das wird nie in ein Programm passen. Und ich verstehe die Verlage. Würde ich in einem sitzen, ich würde es mir auch zurückschicken. Sie müssen Geld am Ende des Weges sehen. Was ich aber nicht verstehe: Was soll ich, wenn ich gehe? Im Zimmerchen sitzen und Dinge schreiben, die niemand liest? Und noch etwas, das ich nicht verstehe: Wovon soll ich leben, wenn niemand verlegt, was ich schreibe und es daher auch niemand kauft und liest? Heißt das, ich soll das sinnlose Zeug hier weitermachen, nur damit ich fünfundfünfzig Kilo Fleisch erhalten kann? Scheiß Welt, du kannst mir jetzt bald den Buckel hinunterrutschen ...

Am 1. Dezember war es endlich soweit: zwischen Arbeitszeitblättern und -aufzeichnungen, Überstundenabrechnungen, verschmierten und kopierten Gleitzeitkarten auf einer Zeitausgleichstabelle plötzlich der Vermerk: „Ich habe keine Lust mehr auf dieses Spiel. Ich werde gehen. Das offizielle Schreiben lege ich vor, wenn Niklas vom Urlaub zurück ist.“ Und klick. Die Tabelle mit dem Vermerk per Mail an Nora, die Leiterin des Rechtsbüros ... Irgendetwas ist es dann, irgendeine wahnsinnig stumpfsinnige Kleinigkeit, die das, was heraus muss, wie einen Rülps über die Hemmschwelle befördert.

Am Abend: Heute vor einem Jahr war mein erster Arbeitstag nach meinem Karenzjahr. Heute habe ich deponiert, dass ich gehe. Heute vor einem Jahr hat sich der Boden unter den Füßen satt angefühlt und gut, wohligh warm wieder in diesem chaotischen Haufen von Menschen und Aufgaben, von denen ich einige unheimlich gern mag, und bei diesem unrasierten Lächeln „Ich freue mich, dass du wieder da bist“. Ich hatte das Gefühl, ich werde auf meinem Platz hier gebraucht. Heute habe ich dieses Gefühl nicht mehr, mein Platz hier und ich haben nichts mehr miteinander zu tun. Und wie sich der Boden unter den Füßen anfühlt, weiß ich nicht. Das unrasierte Lächeln wird mir fehlen, ein paar liebe Gesichter, mein Job, was ich hier mache, nicht. Den Traum des sich miteinander für etwas Brauchbares einsetzen nehme ich mit. Sonst muss der Arme bis an sein Lebensende draußen sitzen vor der gepolsterten Tür, hinter der entschieden wird, was vom parteibuchlosen Fußvolk umzusetzen ist. Noch dazu allein, wenn ich nicht mehr mit ihm dort sitze. Und: Bin ich einverstanden mit dem, was jetzt geschieht? Ich glaube schon. Das hier ist zu Ende. Was kommt, weiß ich nicht, aber das hier ist zu Ende. Ich eigne mich nicht für lebenslänglich um den Preis des Lebens. Und: Meine Mutter hat ein

Nikolauspackerl geschickt mit einem Adventkalender. Das erste Fenster: ein Stern in einer Winternacht.

„Die Wahrheit ist dem Menschen zumutbar. Ich glaube, dass dem Menschen eine Art des Stolzes erlaubt ist – der Stolz dessen, der in der Dunkelhaft der Welt nicht aufgibt und nicht aufhört nach dem Rechten zu sehen.“ (Ingeborg Bachmann) las ich am nächsten Tag im Programmheft eines Theaters im Wartezimmer meines Frauenarztes und freute mich. Ich mag diese Art Dialog. Nora offenbar nicht. Sie hatte meinen Zeitausgleichszettel nicht gelesen und war zwei Tage auf Dienstreise gefahren. Ich legte das Programmheft wieder auf den Tisch, fischte mir das Tagebuch, holte mir eine Tasse Tee, dachte den Tag durch.

Heute war sich die neue Stellvertreterin von Niklas (Abteilungsleiter) vorstellen bei mir. Lächeln und Outfit funkeln am dritten Tag noch gleichermaßen. Aber sie meint es ernst, glaube ich. Sie ist sympathisch. Dass ich gehe, habe ich nicht erwähnt. Das möchte ich Niklas selber sagen. Ich hoffe, sie kann ihr wirklich freundliches Lächeln lang beibehalten und ihre Zuversicht, dass alles besser wird und „wir die anstehenden Probleme souverän meistern werden“. Sie wird viel meistern müssen, soviel ist sicher.

Wochenende nach Graz. Paul wohnt dort.

Ich sitze gern im Zug. Ich mag dieses sanfte Rumpeln durch die Nacht, die Stimmen, die Musikerin neben mir, die die Noten für ein Konzert vor sich hat und vor sich hin summt und deutet und die so burschikos ist, dass ich nicht mit 150%iger Sicherheit sagen könnte, dass sie eine Frau ist, die Frau in der Nebenreihe, die ihrem Gegenüber die guten, bodenständigen Esslokale von Graz beschreibt, die Stimme im Lautsprecher: „Sehr geehrte Fahrgäste! Wir erreichen in Kürze Bruck an der Mur.“ Der kleine Bub in der Reihe vor mir hat ordentlich Appetit. Ich freue mich auch schon aufs Essen und auf den glatzköpfigen Kugelbauch. Die Luft schmeckt anders seit ein paar Tagen.

Dabei hatte ich noch alles vor mir. Trotzdem war der wichtigste Schritt von meiner Seite getan: der Mouse-Klick auf Senden

Würde ich aussteigen, müsste/könnte/dürfte ich sagen: Ich habe nicht mehr die Zeit höflich zu sein und muss mit Bekanntschaften, Verabredungen, Tätigkeiten aufhören, die den Tag zuschütten wie eine Schale mit Kartoffelchips. Den Satz muss ich mir jetzt merken. Und den auch: Wenn ein Traum Wirklichkeit wird, hat man kein Schlupfloch mehr zum Verkriechen.

Ich wusste eigentlich schon recht viel. Ich finde zumindest, dass es viel ist, wenn man weiß, wie es ist, wenn ein Traum Wirklichkeit wird.

Als Nora mit dem kleinen, lilafarbenen Nikolaus auf mich zukam, lachend, wusste ich einen Moment nicht wie. Nur, dass ich den Nikolaus nicht schweigend nehmen durfte. Aber irgendein Knopf in mir hatte ohnehin schon umgeschaltet und ich war fast mehr Zuschauer, als sich das „Danke, Nora ... Nora, ich werde gehen ...“ zwischen meinen Zähnen durchzwängte. Ich

habe das bei mir schon öfter festgestellt: Wenn der/die/das, der/die/was in mir wirklich etwas zu sagen hat, einen Entschluss gefasst hat, kann der Rest (von mir) schauen, wo er bleibt.

Nora war ganz lieb. Fast zwei Stunden sind wir beisammen gegessen. Bis zu meinem Geburtstag bleibe ich noch. Wenn ich vorher noch meinen Urlaub und Zeitausgleich verbrauche (was ich werde!), heißt das: Zu Frühlingsbeginn bin ich de facto draußen. Das sind zwei gute Geburtstage für einen neuen Lebensabschnitt. Und hier hinterlasse ich kein Loch. Bin zufrieden mit mir und fasziniert, wie die Dinge sich ordnen.

Ich hatte das so nämlich nicht geplant. Ich hatte eigentlich gleich gehen wollen. Und als das mit der Urlaubsvertretung von Edda im Jänner dazwischen kam, zumindest so bald und so unbemerkt wie möglich. Ich hatte mir vorgestellt, dass „aussteigen“ so funktioniert bzw. nur so funktionieren kann: aufstehen und gehen. Alles andere grenzte in meiner Vorstellung an Masochismus. Mir war auch immer unbegreiflich, wie jemand seinen Selbstmord Wochen und Monate vorher planen kann. Ich setze mich doch nicht freiwillig diesem Druck aus, diesem Donnerwetter von Gegenargumenten, von denen ich noch dazu weiß, dass 99,9% berechtigt sind, und den Ängsten, die dann aus mir heraus- und über mich hereinbrechen. Aber es gibt solche Selbstmörder. Vielleicht sind sie sogar die echten und allen anderen passiert es nur. Egal. Da war diese ewig lange Liste mit den angefangenen, dringend anzufangenden und in nächster Zeit anstehenden Logistik-Projekten in meiner Hand und das feine Gesicht mit den wachen Augen mir gegenüber und ich wusste, ich würde nicht einfach gehen. Dazu mochte ich sie alle viel zu gern. Ich würde hier weder ein Loch noch einen Sauhaufen hinterlassen. Also nahm ich meinen Geburtstag. Bis dahin konnte ich das Wichtigste noch erledigen und Nora hatte fast vier Monate Zeit Ersatz für mich zu finden. Das ist etwas, das für mich immer wichtiger wird: die Gründe, warum ich etwas tue, die Absichten dahinter. Wenn sie in Ordnung sind, ist es der Rest auch, egal, wie er aussieht.

Am nächsten Tag stand das neue Gesicht mit dem wirklich freundlichen Lächeln vor meiner Tür (Nora hatte sie informiert): „Ich komme und Sie sagen, Sie gehen! Das ist ja furchtbar!“ Was sie tun kann, damit ich bleibe. Sehr besorgt. Sehr bemüht. Sprach auch von Flucht, von im-Stich-lassen. Trotzdem war das Gespräch interessant für mich. Als wären ihre Worte Köder an Angelhaken, die meine Beweggründe wie Fische an die Oberfläche locken, auch für mich.

1) Die winzigen, organisatorischen Nervtöter und sich nicht wesentlich von einer Besachwalterung unterscheidenden Selbstwertverletzer wie Gleitzeitkarte abzeichnen lassen, wenn man während der Blockzeit kommt oder geht, das Führen von Aufzeichnungen, die belegen, dass man die Arbeitszeit nicht am Klo sondern im Kaffeehaus verbringt, alle diese und viele andere Winzigkeiten, die von Jahr zu Jahr mehr und immer detaillierter und zeitaufwändiger werden und die einem furchtbar auf die Nerven gehen, wenn man auf die fünfzig zugeht und eigentlich gern glauben würde, dass man schon zu den Erwachsenen gehört.

2) Das sich ständig rechtfertigen müssen, damit man tun darf, wofür man da ist und bezahlt wird: Jurist sein, nach dem Recht(en) sehen. Es manchmal fast nicht tun dürfen, Recht und/oder Rückgrad beugen müssen bis zu diesem Gerade-noch, bei dem die Knochen schon fast knacken, und umso gebeugter oder inhaltloser das Ganze, umso viel versprechender muss das Mäntelchen argumentiert sein, in dem es präsentiert wird. Feigenblatt der Politik. Es geht nicht darum, dass ein Personalschlüssel in einer Verordnung so niedrig angesetzt wird (unter anderem, weil kein Geld da ist im Verhältnis zu dem, was in näherer und weiterer Zukunft an Leistungen zu finanzieren sein wird), es geht darum, dass dieses fast schon Minus als riesengroßes Plus und Mordsleistung dargestellt und verkauft wird. Es ist diese positive Programmierung, die mich abstößt, die ohne Wimpernzucken einen Kieselstein als Goldstück präsentiert. Und was mich dabei am meisten erschreckt, ist, dass diese Show in wie außerhalb der Politik für alle schon so normal ist, dass sie nicht einmal mehr als Show empfunden wird und wenn doch, auch das normal ist, weil die Show ein Produkt ist, das sich verkauft und Produkte, die sich verkaufen, wichtig sind für eine gesunde Wirtschaft. Es ist ein Teufelskreis, in dem alle eingeschlossen sind, ein Sandkasten, in dem wir sitzen. Ich habe mich bemüht die Schuldigen zu finden, aber ich habe keinen Unschuldigen gefunden. Und Dinge, die wehtun, auf den Tisch zu legen, wie etwa unser Umgang mit uns selbst, davon will sowieso niemand etwas wissen, am wenigsten der Wähler. Beispiel Alten/Langzeitpflege. Geriatriezentren. Warum ist das gar so ein wunder Punkt? Diese riesigen Areale, denen man das Alter übergibt, diese Mauern, hinter die man die Falten sperrt und dort geglättet konserviert haben möchte als zarter Vorgeschmack aufs Paradies, umhegt von einer Schar (für die Leistungen, die sie erbringen mit Sicherheit) völlig unterbezahlter, selbstverständlich selbstloser Engel und auf öffentlichen Händen getragen von einem multidisziplinären Team in gepflegtester Umgebung auf der grünen Wiese inmitten zentrumsnaher Infrastruktur. Kann es sein, dass wir (als Organismus gesehen) alt sind und zunehmend senil? Fragen wie diese zuzulassen, bevor das böse Krokodil kommt und mich verschlingt (das der Kasperl in Wirklichkeit natürlich besiegt), ist in meinen Augen nicht unbedingt „davonlaufen“. Irgendwann sollte man aufhören dürfen mit Tempelhupfen. Einfach so sollte man das dürfen. Ohne an den Kopf geknallt zu kriegen: „Sie lassen uns im Stich!“

3) Die Fließbandarbeit, die Müllproduktion. Müll kommt herein, Müll geht hinaus, eins nach dem andern über den Schreibtisch schnell, schnell und das nächste und das nächste, zum Hinschauen ist keine Zeit, das würde aufhalten, das würde Fragen hervorrufen, die niemand beantworten will und auch niemand beantwortet haben will, unter anderem, weil Zeit Geld ist, weil Leistungsprozesse optimiert und standardisiert zu sein haben, weil da eine Frau Magister Sowieso geholt wird, die die Arbeitsschritte in Tabellen erfasst, in Minuten eingrenzt, die für sie verwendet werden dürfen, die den Output berechnet, der herauskommen soll und der dann fettgedruckt am Ende dieser Tabellen steht. Das alles passt zu uns, ist stimmig in der Zeit, in der wir leben, auch dass der Mensch verschwindet, dass er versucht sich auf eine Maschine zu reduzieren, die funktioniert. Aber deshalb muss ich nicht tun, als wäre ich blind, als würde ich nicht sehen, mit welcher Präzision diese Reduzierung abläuft und was sie bewirkt. Ich nehme nur (als ein Beispiel von vielen und weil ich Juristin bin) unser Rechtssystem: ein hochsensibles Gefüge aus verschiedensten Normen, die zueinander in Beziehung stehen und einander wechselseitig beeinflussen. Das nationale Rechtssystem für sich betrachtet ist schon beeindruckend mit seinem Über-, Unter- Mit- und Gegeneinander von Gesetzen,

Verordnungen, sonstigen Rechtsakten und wenn man die Verflechtungen mit europarechtlichen Vorgaben und Direktwirkungen und das Völkerrecht noch dazu nimmt und einen Schritt zurücktritt, kann man einen riesigen Organismus arbeiten sehen, der Impulse aufnimmt und weitergibt, auf jeden Eingriff und jede Veränderung reagiert und niemals stillsteht oder etwas beinhalten, das nichts bewirken würde in diesem Gefüge und sei es nur, dass es (zer)stört. Diese Zusammenhänge und Wirkungsweisen zu erkennen und mit ihnen zu arbeiten, ist ungeheuer spannend und sollte eigentlich das tägliche Brot und die einzige Existenzberechtigung der Juristerei sein. Und was tun wir? Am Fließband stehen und Gesetze produzieren wie die Blöden. Alle schnell, schnell und möglichst nach dem gleichen Muster, mitunter ohne oder mit viel zu viel Inhalt, eine mehr oder weniger nachvollziehbare Ansammlung durchgesetzter Forderungen irgendwelcher Vertretungen irgendwelcher Interessen, oft in sich widersprüchlich, zum Teil nicht einmal vollziehbar, mehr Müll als irgendetwas sonst. Billige Massenware. Zeitgemäß. Damit der Output stimmt und jeder etwas schön Buntes für sein Fähnchen hat. Und mit diesem Hagelfeuer von Gesetzen beschießen wir unser Rechtssystem. Sind wir noch zu retten? Ein Gesetz ist kein Kästchen in einer Tabelle, das nur die Funktion hat, die ihm ein armseliges Juristengehirn aufgrund eines politischen oder sonstigen Auftrages zuzuweisen hatte und dies in den paar Tagen, die ihm dafür zur Verfügung gestellt wurden oder stundenweise zwischendurch versucht hat. Je nach Rang, Stufe u.u.u. wirkt es in diesem Organismus, verändert, ersetzt, unterstützt, widerspricht, macht andere zahnlos, verliert selbst die Zähne, ist gesundes Fleisch, überflüssiges Fett, ein Giftstoff, was immer. Alle diese Gesetze leben. So wie der Müll lebt, die hunderttausend Plastiktrümmer und Zuckerllutscher, die wir unbedingt haben müssen um sie gleich wieder auszuspuken oder wegzuwerfen, weil sie nichts taugen oder wir Lust dazu haben und außerdem dringend Platz brauchen für das Neueste vom Neuen, den Konsum nicht zurückgehen oder einbrechen lassen dürfen. Zumindest (zer)stört er die Natur. Was ist das? Dummheit? Blindheit? Maßlose Selbstüber( und – unter)schätzung? Fortschritt sagt man dazu. Ich gehe nicht fort. In meinen Augen wäre (grobe?) Fahrlässigkeit der juristisch passendere Ausdruck. Und was jetzt dazukommt, ist Hilflosigkeit. Die Kontrolle über unsere Fortschritte haben wir längst verloren, jetzt schlittern wir in die Ohnmacht. Wir sind dabei den letzten Rest Beherrschung zu verlieren. Und genau das wollen oder können wir vielleicht gar nicht mehr begreifen. Und dass wir jetzt nur mehr zwei Möglichkeiten haben: Entweder wir rasten vollständig aus oder wir reißen uns zusammen und machen das Beste aus dem, was kommt. Wir können den Tod, der jetzt kommt, bewusst erleben oder nicht. Kommen tut er in jedem Fall. Wir können aus den Fehlern, die wir gemacht haben, jetzt lernen, wie man aus einer Krankheit lernt, die einen brutal auf das Wesentliche reduziert. Wie sagte der Projektmanager? „Das Projekt darf auch scheitern.“ Das ist Entwicklung. Dass man am meisten aus den Fehlern lernt. Was sind Fehler? Schritte auf dem Weg. Was ist Tod? Eine radikale Veränderung? Wir können ihn/sie als sinnvollen Teil unseres Lebens ansehen, erleben und durchleben und wenn wir die Erfahrungen überleben, durch sie gestärkt weitergehen. Oder man kann ihn/sie (soll heißen: das, was jetzt unausweichlich ist) als bösen Feind bekämpfen, negieren, aus dem Blickfeld verbannen, verleugnen, irgendeinen Schuldigen suchen, auf den man seine Angst, seinen Zorn, seine Hilflosigkeit projiziert, den man als Sühneopfer für seine eigene Unfähigkeit darbringt, der durch seinen Tod das Leben des kleinen „man“ retten soll. Aber so funktioniert das offenbar nicht. Sonst müssten wir schon längst „an der Seite des Vaters sitzen und

laut Halleluja singen“. (Ob das für irgendjemand eine erstrebenswerte Perspektive ist?) Wir dürfen selber gehen. Wir müssen unsere Winzigkeit nicht konservieren. Es ist uns erlaubt zu wachsen. Es bleibt uns gar nichts anderes übrig. Man kann diese Tatsache als Chance sehen und freiwillig gehen. Einen Fuß vor den andern setzen. Einen Tod nach dem andern sterben und dabei das Leben spüren. Das kann man. Das Wachsen verhindern kann man nicht. Man kann (sich) nur (zer)stören dabei. Das heißt, ich muss nicht hirnlos Paragrafen schaufeln. Ich muss mich an der Fließbandarbeit nicht beteiligen, ich muss kein Müllmensch sein. Ich darf mich „dafür“ entscheiden.

Das alles sagte ich ihr so natürlich nicht, hätte ich ihr gar nicht sagen können, weil es erst im Lauf der nächsten Tage, Wochen in mir hoch- und zum Vorschein kam und ich es Stück für Stück aufschrieb. Mit ihr wechselte ich nur ein paar einfache Sätze. Aber dieses „ein paar einfache Sätze wechseln“ bewirkt meistens, dass mir dabei die Dinge klarer werden. Es muss etwas Wahres sein an dem, was Sokrates über den Dialog sagt.

Chagall-Ausstellung Albertina. Seine Bilder drücken genau das aus, was ich mit allem, was ich schreibe und tue ausdrücken und leben will.

Zwei Tage später kam der Abteilungsleiter von seinem Urlaub zurück.

Ich habe es nicht geschafft vor den anderen zu ihm durchzudringen. Am Nachmittag habe ich einen Termin bei ihm mit Nora und der Neuen. Ich bin traurig. Und zornig. Warum lässt man mich nicht in Ruhe mit ihm reden? Wieso darf ich es ihm nicht selber sagen? Paul habe ich auch schon verhärtet. Als ich sagte, ich bin am Nachmittag beim AL, er: „Lass dich ja nicht wieder umstimmen!“ Da hab ich gesagt, dass er das lassen soll. Das ist kein sportlicher Wettbewerb und kein Platz für hopp-auf hopp-auf Rufe. Und kein „besiege den bösen Feind“. Es gibt keinen Feind. Nur einen Freund, den ich sehr mag und dem ich es lieber selber und unter vier Augen gesagt hätte.

Er schaute mich die ganze Zeit an. Eine halbe Stunde. Eine dreiviertel Stunde. Solange die Besprechung dauerte. „Ich hätte es dir lieber selber gesagt.“ „Wieso hast du mich nicht angerufen?“ Das Ergebnis:

Ich werde meine offizielle Austrittserklärung erst in drei Monaten abgeben, weil derzeit ein Verfahren zur Aufwertung meines Dienstpostens läuft und man nicht weiß, wie „die da oben“ reagieren, wenn feststeht, dass auf dem Stuhl, um den es geht, bald ein anderer Popo sitzen wird. Vielleicht hofft auch die eine oder der andere, dass ich in drei Monaten mürbe bin, wieder bei Verstand.

Jetzt war es draußen. Auch wenn ich die offizielle Austrittserklärung erst in drei Monaten abgeben würde. Jetzt war die Kröte ausgespuckt. Sechs Wochen hatte ich gebraucht ... Jetzt war ich müde. Furchtbar müde. Und allein. Meinen Nacken hatte ich in einen dicken, roten Flies-Schal gewickelt. Solange ich ihn nicht bewegte, war es gut.

Und es ging weiter ...

Heute habe ich das ...gesetz vorgestellt im ...verband und die noch nicht vorhandene Verordnung. Als ich sagte: „Das ist nur ein erster Entwurf, in der Begutachtung kann sich noch vieles ändern“, der entsetzlich vorwurfsvolle Blick des Vorsitzenden: „Aber das haben wir doch alles so besprochen!“ Es hat Spaß gemacht die Dinge beim Namen zu nennen und an den Platz zu rücken, der ihrer ist.

Dieses Gesetz und diese Verordnung bzw. die Art ihrer „Werdung“ waren meine Sargnägel gewesen, der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen bringt.

Doch noch unter vier Augen mit Niklas über meinen Austritt gesprochen. Ich will meine Handwerkstatt behalten und das kann ich hier nicht mehr. Vielleicht kann ich in der Welt mit ihr bestehen. Das Fließband will ich jedenfalls nicht. Ich will nicht sterben. Ich will mein Leben nicht verlieren. Vielleicht will mich die Welt, wie ich bin. Ich will mich jedenfalls (nicht töten). Die letzten vier Sätze habe ich ihm natürlich nicht gesagt. Obwohl ich glaube, dass er in irgendeinem Winkel das gleiche denkt. Und: Ich schaue für mein Leben gern hin. Und je älter ich werde, desto geringer wird meine Fähigkeit wegzuschauen. Sie wird immer weniger. Wie meine Haare. Ich schaffe es nicht mehr aus Paragrafen straffende Hautcremes, Glückspillen und Baldriandragees zu basteln. Dazu bin ich viel zu fasziniert von dem Wunderwerk, das unter unserer Fettschicht arbeitet.

Ich weiß nicht, ob nur mir das auffällt, mir fällt es jedenfalls zunehmend auf: dass, wenn ich eine Bewegung mache, in unmittelbarer Umgebung jemand dabei ist die jeweilige Gegenbewegung zu tun. Auch jetzt war es so. Ich lief ihm auch prompt über den Weg. Es war einer von uns, der zwar „weg“ will, weil er sich unverstanden fühlt und nicht unter einer Frau dienen will, der aber nie weggehen würde, weil er „draußen höchstens Teddybären verkaufen könnte“, wie Niklas es ausdrückt. Seit ein paar Monaten war er in Karenz, wechselte von einem Rechtsanwalt zum anderen und pflegte sein Schlupfloch ins warme Nest zurück wie ein krankes Kind. Als ich ihm jetzt begegnete, hatte er gerade wieder gewechselt oder war gewechselt worden. Es regnete in Strömen und wir hatten beide keinen Schirm mit.

Nora sagte heute etwas sehr Wahres: Logisch betrachtet müssten die Leute, die hier arbeiten, zufrieden sein, zumindest viel zufriedener als sie sind. Im Vergleich zur immer rauer werdenden See „draußen“ in der Privatwirtschaft geht es ihnen im geschützten Hafen öffentlicher Dienst gut. Sie könnten, müssten sich eigentlich zunehmend wie auf einer Insel der Seligen fühlen. Tut aber keiner (den ich kenne). Im Gegenteil. Die, die „draußen“ die wenigste bis keine Chance hätten, sind die, die „herinnen“ am meisten herumjammern. Warum ist das eigentlich so, dass immer die, die am wenigsten Grund dazu haben, am allerlautesten schreien? Vielleicht sind ihre Ärsche am Stuhl festgewachsen.

Werfe ich etwas sehr Wertvolles weg, wenn ich gehe? Eine Pragmatisierung haben in der heutigen Zeit, einen Platz im innersten Becken des Hafens ... Ist mir bewusst, auf welches Privileg ich verzichte? Bin ich mir über seinen momentanen und künftigen Marktwert auch nur ansatzweise im Klaren? Und über meinen „draußen“?

Es war schon gut, dass diese Fragen jetzt auftauchten. Und wieder ein Verlag absagte. Und es für mich warten hieß.

Skurriles tauchte auf:

Gestern habe ich im Fernsehen ein Interview mit dem Hauptdarsteller einer ungefähr 150-teiligen Hauptabendprogramm-Fernsehserie gesehen. Der Ärmste bezieht zwischen den einzelnen Drehstaffeln Arbeitslosengeld und dann Notstandshilfe. Wegen der Pensionsversicherung.

Sehr Bedrückendes:

In der U-Bahn-Station war gerade eine alte Frau, ganz buckelig, eine Obdachlose mit vielen Plastiksäcken. Ich wollte ihr Geld geben, aber ich habe es nicht geschafft zu ihr hinzukommen. Ich sagte etwas wie dieses Entschuldigung, das man sagt, wenn man nicht weiß, wie man sich bemerkbar machen soll. Sie fuhr herum, als wäre ich ihr mit einem Stöckelschuh auf die nackten Zehen gestiegen und schrie „Du Hure!“ und dass ich verschwinden soll. Bei meinem zweiten Versuch schrie sie sogar, sie werde die Polizei holen, wenn ich nicht sofort verschwinde. Ich habe es dann gelassen. Aber ich bin jetzt noch ganz durcheinander.

Nicht ausschließlich Kitschiges:

War gerade im Film *Phantom der Oper*. In dem Ausmaß kitschig habe ich ihn mir nicht vorgestellt, aber die Musik war gut. Und das Phantom habe ich wieder einmal sehr sympathisch gefunden. Und die Welt entsetzlich, wie sie mit Menschen umgeht.

Liebenswert Hilfloses:

Gestern Weihnachtsfeier. Bei der nächsten gehöre ich schon zur Gruppe „besondere Subjekte“ (wie Pensionisten, Ehemalige, Karenzierte). Isa, unsere frischgebackene Pensionistin, war auch da. Sie wirkt ein bisschen hilflos. Irgendwie zerraut im Kopf die praktische Denkerin. Man sieht, dass sie Probleme hat mit der Pension. Sie ist aus einer fixen Ordnung herausgefallen und hat noch keine neue. Und das Zusammenleben mit ihrem nicht studierenden studierenden Sohn jeden Tag den ganzen Tag dürfte auch keine leichte Übung sein.

Überraschend Liebes:

Kaffee mit Simon. Natürlich fährt er nicht mit zur Oma über Weihnachten. Aber es war sehr nett. Er war sehr nett. Als wir zur U-Bahn gegangen sind, hat er den Arm um mich gelegt wie früher. War ganz fein. Wie Weihnachten und Ostern. Beim U-Bahn-Abgang hat uns jemand gefragt, ob wir Haschisch wollen: „Das macht guten Sex.“ So ein Trottel. Ich habe laut gelacht.

Eine nahe liegende Frage:

Wie soll ich es meiner Mutter sagen? Soll ich ihr die Wahrheit sagen oder soll ich sie schonen, sprich: glauben lassen, ich gehe nur wieder in Karenz?

### Miteinander verwandte Gedanken:

Ich deponiere Anfang Dezember, dass ich mein todsicheres Beamtendasein beenden werde. Hadrian (ein Sohn meiner Schwester) und Lukas (der beste Freund von Paul) äußern Anfang Dezember Selbstmordgedanken.

### Und andere kerzengerade Gegenteile:

Katharina (meine älteste Freundin) war mich heute besuchen. Sie hat von Markus (ihr Sohn) erzählt, von seinen Zwängen. Er ist das Gegenteil von Simon. Gesundheits-, Sauberkeits- und Ordnungszwang. Seine Angst vor der winzigsten Veränderung. Beim Abschied zwischen Tür und Angel zu meinen Zukunftsplänen: „Du traust dich was!“

### Dann kam der 26. Dezember:

Beim Frühstück haben Oma und ich über Markus, Simon und Hadrian gesprochen. Über unsere Gesellschaft, die mit Volldampf an sämtlichen Ästen unter ihren Hinterteilen sägt, und über unsere Jugend und ihre Zukunftsaussichten. Und dass es kein Wunder ist, dass sie nicht (mit tun) will. Aber wie tut man (bei) etwas nicht (mit), von dem man ein Teil ist? Ich finde das Verhalten der jungen Leute fast abartig normal. Sie sind ehrlich ratlos verzweifelt zornig überfordert planlos und haben Angst. Sie wissen, dass/was sie nicht (mit tun) wollen, sie sehen aber (noch?) keine Alternative und das sieht man. Wie Hadrian. Er fühlt sich durch und durch unwohl, er weiß aber nicht, was tun. Das absehbare Ergebnis: Er wird als krank eingestuft und alles Übrige geht weiter. Und ziemlich bald, eigentlich vorgestern wird unseren „kranken“ Sprösslingen nichts anderes übrigbleiben als blitzartig über sich hinauszuwachsen, uns Altvorderen die Säge und das Ruder aus der Hand und das Ruder herumzureißen, die abgesägten Äste wieder anzunähen ...

### Und die Welle(n):

Irgendeine Kontinentalplatte und der Meeresboden haben sich über- bzw. untereinander geschoben (wenn ich es richtig verstanden habe) und eines von beiden hat sich zehn Meter gesenkt. Die Welle, die dadurch ausgelöst wurde, hat an den Küsten im Umkreis von 6.000 km alles zerfetzt. Am ersten Tag hieß es 24.000 Tote. Zu Mittag des zweiten Tages 40.000, am Abend 60.000. In Thailand, Sri Lanka, auf den Malediven ist Hauptsaison. Soviel zu Weihnachten 2004. Heute ist Silvester und sie nannten gerade die Zahl 150.000. Tote. Wie viele Menschen sind obdachlos, Krüppel, stehen vor dem Nichts? Die Zeit jetzt hat mit Tod zu tun, mit tief greifenden Veränderungen, Um- und Aufbrüchen. Auch wenn ich keine Ahnung habe, was auf mich zukommt und worauf ich zugehe, wird die Überzeugung immer dichter, dass meine Entscheidung richtig war. Und: Das Wort Tsunami kommt aus dem Japanischen und heißt Hafen(tsu)welle(nami). Weil diese Art von Wellen auf offenem Meer kaum bemerkt werden, in Ufernähe aber weiträumig katastrophale Schäden verursachen können.

Das neue Jahr begann anders, als ich das bisher von den neuen Jahren gewohnt war. Bisher hatte ich den Jahreswechsel immer so empfunden,

dass in den letzten Wochen des alten Jahres (etwa ab Mitte November) die Zeit schneller zu laufen begann, die Inhalte dichter wurden und die voll gefüllten Tage zu fliegen anfangen, als hätte jedes Kalenderjahr ein bestimmtes Pensum zu erfüllen, ein bestimmtes Budget zur Verfügung, das verbraucht werden muss, als könnten die noch unerfüllten Aufgaben nicht dem nächsten Jahr zur Erledigung überlassen werden, als würde das alte Jahr in der Zielgeraden noch seine letzten Reserven herausholen und bis zur allerletzten Minute versuchen aufzuholen was noch aufzuholen ist, als wäre Sylvester eine Deadline, was es für ein Kalenderjahr ja auch ist, während ab dem Neujahrstag diese Intensität weg war, wie weggeblasen (mir fehlte sie immer, ich empfand die Monate Jänner und Februar immer als irgendwie leer) und die Zeit mit einem Mal wieder ganz normal lief, langsamer sogar hatte ich den Eindruck, als müsse sie sich erst orientieren in dieser neuen Umgebung, in diesem riesigen, noch völlig leeren Raum, der vor ihr lag und von ihr mit der für dieses Kalenderjahr vorgesehen Anzahl von 365/366 Tagen zu befüllen war. Das nächste Jahr würde wahrscheinlich wieder so beginnen. Dieses nicht. Dieses begann ohne einen einzigen guten Vorsatz und mit einem Charly-Chaplin-Film. Dann legte ich mich in die Zielgerade. Ich hatte noch viel zu tun. Ich habe nämlich die gleiche Angewohnheit wie ein Kalenderjahr. Ich mache die Dinge fertig, bevor ich gehe. Und da in meinem Fall die Zielgerade und die letzten Meter vor dem Start zusammenfielen, war ich ordentlich im Stress. Es war aber kein stressiger Stress, es war ein angenehmer. Das alte Auslaufende machte ich wohl weiter und nahm mir auch vor so viel wie möglich noch zu erledigen, ich bemerkte aber, es verletzte mich nicht mehr. Es tat mir beispielsweise nicht mehr weh, als ich innerhalb von vier Tagen eine Verordnung aus dem Boden zu stampfen hatte und man mir drei Tage später mitteilte, ich dürfe sie erst nach dem Soundsovielten (bis zu diesem Soundsovielten waren es noch sechs Wochen) zur Begutachtung versenden, weil man noch die und die Wahl vorbeigehen lassen möchte. Solche Situationen gingen mir nicht mehr an, sondern nur mehr auf die Nerven und sie hatten eine hervorragende Besenqualität. Und sollten noch vereinzelte Reste von Zweifel in mir vorhanden gewesen sein: Am Faschingdienstag waren sie weg. Das ist kein Faschingsscherz. Und als wäre es selbstverständlich, dass ich ab diesem Tag nicht mehr den Regeln der Fastnacht unterliege, war es auch dieser Tag, an dem ich den ersten Besprechungstermin abzulehnen hatte, weil er schon in die Zeit nach meinem Austritt fiel. Die Weichen waren gestellt. Nach außen zwar noch ohne Begründung (die vereinbarten drei Monate waren noch nicht vorbei), aber immerhin. Die Züge rollten auf dieser Strecke jetzt anders.

Ein besonderes Gefühl ... schrieb ich ins Tagebuch.

Die ganze Zeit war eine Zeit der besonderen Gefühle. Auch eine Zeit der Schwerelosigkeit. Alles war ganz leicht. Unklare Dinge klarstellen. Dinge ohne Sinn aufhören. Sogar es meiner Mutter sagen: „Ich will nicht nur existieren. Ich will leben.“ Gott sei Dank war ich keine siebzehn mehr. Hadrian kam in diesen Tagen wegen nicht unähnlicher Äußerungen in eine Nervenheilanstalt. Zu mir mit meinen fast fünfzig konnte man nur mehr

sagen: „Du musst wissen, was du tust.“ Und ich hätte mir sogar den Luxus leisten können zurückzufragen: „Wer von uns weiß, was er tut?“

Vielleicht ist es bei mir wie bei meinem Schiff.

Paul hatte es mir vor Jahren untergeschoben. Ich wollte kein Schiff. Ich wollte ein Jahr mit Paul segeln gehen, ein Jahr lang einfach nur glücklich sein mit ihm und sonst nichts. Dafür braucht man nicht unbedingt ein eigenes Schiff und schon gar nicht so ein großes. Aber Paul wäre nicht Paul, hätte er es geschafft auf dieses kleine Abenteuer einzugehen. Er will das große. Er will die Zelte hier abbrechen und für immer segeln gehen. Aber er hat ein Problem: Er lebt, wie er isst. Mit dem Ergebnis: Für das große Abenteuer ist er viel zu verfressen und das kleine ist ihm zu wenig. Und ich habe ein Jahr Segeln gegen ein Schiff eingetauscht, das für uns zwei zum Handhaben viel zu groß ist. Aber ich mag dieses Schiff. Und es ist Pauls Geld bzw. das seiner Bank, das in seine Instandsetzung fließt wie ein Bach. Denn je mehr an ihm herumgewerkt, -geschliffen und -gepinselt wurde, um es für die große Fahrt toll herzurichten, desto mehr alte Schäden und Todsünden kamen zum Vorschein, Stück für Stück, bis von dem schönen Schiff nicht mehr viel da war außer ein nackter Rumpf und die nicht weniger nackte Tatsache, dass es ein schlecht geflickter und gut überpinselter Totalschaden ist und seine Vorbesitzer mit Sicherheit die einzigen waren, die wussten, was sie taten, als sie uns unter dem gebetsmühlenartig verwendeten Titel „no problem“ eine Havarie verkauften. Und Zufall oder nicht: Es war in diesen schwerelosen Wochen, als die Methode für die Rumpfsanierung erhoben wurde und die zwei befassten Bootsbauer übereinstimmend feststellten: Wird diese Art der Sanierung gemacht, ist der Rumpf dann besser als ein neuer, allerdings ist sie so kostenintensiv, dass nicht absehbar ist, ob und wann sie zu Ende gebracht werden kann. Wird aber eine andere Methode gewählt als diese, wird das Schiff nicht nur nicht hochseetauglich, es ist auch in Küstennähe nicht unwahrscheinlich, dass es im Lauf der nächsten Jahre in einem Sturm auseinander bricht. Die Frage, welcher dieser beiden Varianten der Vorzug zu geben ist, stellte sich für mich nie, da ich Eigentümer und daher für die Beschaffenheit des Schiffes verantwortlich war und Paul die Möglichkeit „zerschneiden und stückweise entsorgen“ ausschloss.

Der Karneval ist zu Ende. Das war das Einzige, das bei meinem Schiff und bei mir jetzt feststand. Die tadellose Lackschicht (über der Fallgrube?) ist weg.

Ich weiß nicht, von wem der Spruch stammt: „Ein Tempel, in dem nur mehr eine Maus wohnt, wird irgendwann zusammenbrechen.“ Aber er stimmt. In dem Gemäuer, das jetzt zusammenbricht, muss schon sehr lange nur mehr eine Maus gewohnt haben, so mürbe ist sein Gestein. Aber in all dem Gepolter und Staub die Frage: Was ist mit einem Tempel, in dem erst eine (ganz winzige) Maus wohnt? Gestern war ich zum ersten Mal im Kurs ‚Yoga mit Tanz‘. Der Tänzer war wunderbar. Am liebsten hätte ich mich hingesezt und hätte ihm zugeschaut, aber ich musste meine eigenen ungeschickten Knochen durch die Gegend bewegen.

Und noch ein letzter Eintrag von diesem Faschingdienstag:

Offenbar sickert es langsam durch, aber offenbar glaubt es keiner (außer mir).

Dann beendete ich den Karneval, indem ich tat, was an diesem Tag noch zu tun war: zum Augenarzt gehen und Faschingskrapfen essen. Wahrscheinlich bilde ich es mir nur ein, aber am Faschingdienstag schmecken sie (mir) besonders gut.

Dann fünf Tage (Zeitausgleich und Arbeit am Manuskript) Grenzen/los.

Die fünf Tage waren zu wenig. Jedes Mal ist die Zeit, die ich mir nehme, zu wenig, dabei glaube ich jedes Mal, diesmal werde ich fertig. Das passt zwar gut zum Titel, Trost ist es aber keiner. Vielleicht schaffe ich es in der Karwoche. Und dann? Grenzenlos. Die Weite, in die ich dann trete, ist unvorstellbar für mich Mückengehirn. Jeder, der weiß, dass ich gehe, glaubt, ich werde irgendwelche Geschichten schreiben und versuchen in der Literaturszene Fuß zu fassen. Ein Teil von mir glaubt das auch. Aber wenn ich ehrlich bin: Ich werde nie irgendwelche Geschichten schreiben und mit meiner Geschichte kann die Literaturszene bis jetzt nichts anfangen und ich kann mit Szenen nichts anfangen und ich habe nicht die leiseste Ahnung, was ich werde. Alles kommt mir so winzig vor. Aber einen Vorteil hat es, wenn ich mir nicht vorstellen kann, was kommt. Es kommt nicht irgendwann wieder: „Und es kam wieder ganz anders als ich es mir vorgestellt hatte.“ Das Gesicht der Weite. Wer sich darunter etwas vorstellt, ist selber schuld.

Der Countdown: die letzten vier Wochen

18. Februar: Nora ist lieb. Sie ist so besorgt. Heute hat sie mich fast angefleht: Ich soll um Himmels willen in Karenz gehen, ich soll doch die Sicherheit nicht hinschmeißen. Ich muss es auch für mich immer wieder auf den Punkt bringen, je näher der Zeitpunkt rückt: Jeder sagt, ich soll mir Karenzurlaub nehmen, damit mir die Sicherheit bleibt. Ich hoffe, dass ich es richtig begreife: Ich glaube zu wissen, ich bin hier fertig. Das ist das Einzige, das ich wirklich zu wissen glaube. Und wenn es stimmt (was ich glaube), wenn ich hier fertig bin, heißt das, dass jetzt etwas anderes an der Reihe ist und damit auch etwas anderes als diese Art der Sicherheit. Etwas, das für dieses Andere, das jetzt an der Reihe ist, genauso essentiell ist wie die Pragmatisierung für einen Beamten: das Vertrauen ins Leben, dass das Richtige geschieht, wenn ich mich aufrichtig (und ich meine aufrichtig) bemühe. Wobei das Richtige nicht gleichbedeutend sein muss mit angenehm oder erfolgreich. Das Richtige ist das Richtige und damit bin ich genau dort, wo die Worte und die Beamtenseelen aufhören und sich herausstellt, dass die meisten, die ich kenne, Beamtenseelen sind oder haben, denn wo das Vertrauen ins Leben und seinen Sinn beginnt, hört ihr Verständnis unvermittelt auf. Vielleicht ist es auch die Wortfolge „sich aufrichtig bemühen“, irgendetwas ist es, das sie anstarren wie das Ungeheuer von Loch Ness, bevor sie ihre Beherrschung wieder finden und sich blitzartig zurückziehen hinter ein ungeheuer mildes Lächeln. Sollen sie lächeln. Ich hoffe, ich bin jetzt bereit für diese andere Art der Sicherheit, sie anzunehmen, mich ihr und auch mir anzuvertrauen. „Ich kann (m)ein Kind zur Welt bringen oder nicht. Ich kann (k)ein anderes aus ihm machen. Und das erscheint mir das eigentlich Schwierige daran. Dass es dieses ‚oder‘ fast nicht gibt und man sich trotzdem für

eines von beiden entscheiden muss.“ Schön langsam wird das zu einer schlechten Angewohnheit. Ich zitiere mich immer öfter selbst.

23. Februar: Heute hatte ich einen Albtraum. Trotzdem. Ich glaube, dass es so richtig ist. Ich werde zwei, drei Jahre aufmerksam und sehr sparsam leben. Wenn ich mich getäuscht habe und das Leben nichts anderes von mir will als Paragrafen schaufeln, muss ich mir eben wieder eine Schaufel suchen. Aber dann habe ich es wenigstens probiert und brauche mir nicht mehr ständig vorzuwerfen, dass ich zu feige dafür bin.

25. Februar: Ich werde hier schon begraben, bevor ich tot bin. Kein einziges Mail von Niklas mehr, kaum mehr eines von Nora, seit Tagen keine Neuzuteilung. Nur Fragen und eine Neue, die ich einschulen soll. Und Edda hat mich heute gefragt, ob sie mich überhaupt noch in die Telefonliste aufnehmen soll. Und etwas Nettes aber auch: War mit Heinrich (Leiter eines anderen Rechtsbüros) essen. 1) „Gute Leute bekommen immer Arbeit.“ 2) „Wo immer ich auch bin, ich hole dich dann zu mir.“ Yoga geht schon besser. Nur Yoga. Den Tanz lasse ich vorläufig noch weg. Ich brauche ein Basislager, bevor ich den Gipfel stürme ...

26. Februar: Gestern habe ich die Austrittserklärung geschrieben. Jetzt muss ich nur mehr das Datum einsetzen, sie ausdrucken und unterschreiben. Es geht mir gut. Heute Nachmittag bin ich beim Optiker. Ich leiste mir eine Gleitsichtbrille, bevor mir das Geld ausgeht. Erstaunlich, wie kaltblütig ich bin. Ich spüre das Leben viel mehr, wenn ich so bin. Der Nachteil: Kaum jemand versteht mich. Simon ist auch so. Kaltblütig. Und er hat es mir vor Monaten schon gesagt (als ich ihm sagte, was ich vorhabe): „Pass nur auf, dass du dir dann nicht völlig unverstanden vorkommst.“ Ich bin schon froh, wenn ich mich hin und wieder selbst verstehe ...

27. Februar: Cappuccino im Stern (Cafe in Graz). Hier ist so viel Platz, so viel Raum am Sonntag in der Früh mit Kerzen. Apfelmus im Hirn, Augen bamstig. Wahrscheinlich vom Brillenanpassen und Kontaktlinsenprobieren gestern. Aber ich bin zufrieden mit meinen Augen. Nach meinen Nerven müssen sie am meisten aushalten. Ich bin im Moment so ziemlich mit allem zufrieden. Gesundenuntersuchung alles in Ordnung, sehr gute Werte. Das Pärchen mir gegenüber ist lieb. Unrasiert mit Spiegelei. Ob ich heute noch eine Kopfwehtablette brauche? Zuerst versuche ich es mit einem Frühstück. Und: Keine Kopfwehtablette gebraucht. Paul hat mir schöne Bilder von der Baustelle (Schiff) ausgedruckt. Schön ist vielleicht nicht unbedingt das Wort. Ich werde sie bei mir aufhängen. Vielleicht sollte ich alle anderen abnehmen. Morgen ist es soweit: Morgen gebe ich offiziell meinen Austritt mit Ablauf des nächsten Monats bekannt.

28. Februar: ... abgegeben. „Willst du das wirklich?“ „Ja, ich will das wirklich.“

1. März: Von zu Hause ausziehen. Der Sohn von Isa zieht (auch) aus. Ob wir es schaffen uns auf unseren eigenen Füßen einzurichten? Ein großes Danke an mein Zuhause der letzten fünfzehn Jahre. Ein riesengroßes Danke!

2. März: S. hat mich als Erste angesprochen. „Wenn man etwas wirklich will, schafft man das auch.“ Was will ich wirklich? (Was das) Leben (von mir will). Und was ist das? Das werde ich (hoffentlich!) sehen. Jeden Tag. Jede Stunde.

3. März: „Ich finde es irre mutig.“ (Dr. M.) Ich muss es tun: mitten in dieser arbeitslosen Pensionsversicherungshysterie stillstehen und schauen. Auch ob es stimmt, dass man untergeht, sobald man nicht mehr im Hamsterrad mitrennt. Und was da ist außerhalb des Hamsterrades. Zumindest bei meiner Arbeit hier war es meistens so, dass die Dinge völlig anders aussehen, sobald man sich auf sie einlässt, aufmerksam hinschaut, das eigentliche Problem, die Lösungsmöglichkeiten, alles. Mein Hinschauen war hier meine Spezialität, für die ich geschätzt und gesucht wurde, wenn hinschauen gefragt war. Probleme erkennen und Lösungsmöglichkeiten, Zusammenhänge begreifen und herstellen. Jetzt werde ich sehen, ob und wie ich außerhalb des Hamsterrades mit und von dieser Fähigkeit leben kann. Ich muss es tun: genau dort hinschauen, wo alles feststeht, wo alles eindeutig scheint, genau auf diesen Fleck. Dr. R. hat mir etwas von Schopenhauer erzählt, von einem Aufsatz, dass jeder alles kann, dass die meisten das aber nicht erkennen, weil sie zu ängstlich sind. Schöne Dinge, die man mir sagt.

4. März: Das Zusammentreffen mit Niklas heute war seltsam. (Ich sah ihn an diesem Tag zum ersten Mal nach der Abgabe meiner offiziellen Austrittserklärung.) Es war mir nicht möglich ihm in die Augen zu schauen, dabei sind wir uns mindestens eine halbe Stunde gegenüber gesessen und ich habe es die ganze Zeit versucht. Als die Besprechung vorbei war, hat er uns aus seinem Zimmer begleitet, sein fettes Lachen gelacht und zu seiner Sekretärin gesagt: „Das war die Dr. ...“ Und seine Stellvertreterin: „Am Anfang wird es sicher schön.“ Und: „Wissen Sie, wovon ich träume? Auf unserem Segelboot an Deck in der Sonne zu liegen und nichts zu tun. Ich werde es nie tun.“ Ich auch nicht. Dr. C. jetzt gerade bei der Stechuhr (ich habe ihn nicht kommen gehört): „Hast du schon so abgehoben? Hörst du mich nicht mehr?“ Eigentlich ziemlich interessant alle diese Bemerkungen und Verhaltensweisen.

5. März: Samstagvormittag, ein seit 2002 abgelaufener Kaffee, eine knisternde Semmel auf dem Teller und ziemlich still im Kopf. Zeit habe ich jetzt vor mir. Endlos. Tage endlos. Mich endlos. Ist es das, was ich wollte? Viel Disziplin werde ich brauchen in dieser Endlosigkeit. Und gute Nerven. „Was machst denn, Pupperl?“ (Meine Mutter) „Hast schon was fertig?“ Die zweite Frage wird sie sich allerdings nur denken.

6. März: Meine schwarzen Löcher von Angesicht zu Angesicht werde ich dann auch haben, nichts mehr, das mich ablenkt, auf andere Gedanken bringt. Gestern war Paul mit mir im Büro die Blumen holen und die Bilder. Hat wehgetan. Das morgensonnige Zimmer wird mir fehlen. Die Vögel vor der Sonne. Abschiede von Liebgewordenem tun mir immer weh. Als ich mein Auto weggegeben habe vor meinem Karenzjahr oder unlängst meine alten Ski. Als wäre ich mit einem dicken Strick an ihnen angebunden. Es hat mir fast körperlich wehgetan sie loszulassen. Aber was wäre die Alternative? Bleiben? Nie etwas verändern, nur weil der Abschied weh tut? Auf den Dingen und Stühlen sitzen bleiben, obwohl es Zeit ist weiterzugehen oder ein anderer sie besser brauchen kann (wie die Ski, die seit Jahren nur im Keller gestanden sind)? Nie Platz schaffen für etwas Neues? Wie und wo soll das Neue Platz finden, wenn keiner da ist? Nachher waren wir mit Simon Kaffee trinken. Wenn er so weitermacht und weiterraucht mit seiner angeschlagenen Lunge, kann ihn bald nur mehr ein Wunder vor dem Absturz retten. Vielleicht habe

ich aber auch Glück und sehe nur wieder einmal schwarz (wie Paul es ausdrückt). Eine Filterlose nach der anderen, ein Husten, dass es ihn und mich zusammenzieht, die Zigarette, die er gerade im Mund hatte und anzünden wollte, wird wieder auf den Tisch gelegt, ein, zwei Minuten später wandert sie wieder in den Mund. Er will vielleicht wieder nach Berlin, sagt er. Paul gleich stockbeleidigt: „Wenn du jetzt nach Berlin gehst, kündige ich hier die Wohnung und aus!“ Als ob das das Problem wäre ... Ihr zwei braucht das Wegschauen offenbar wie ein Glas Wasser in der Wüste, dieses an den wirklich wunden Punkten mit einer Vehemenz vorbei schauen, als wären sie das Weiße auf der Zielscheibe, dieses um keinen Preis wahrhaben wollen, dass etwas zu tun ansteht, das nicht nach dem Lustprinzip getan werden kann und sich auch nicht durch eine der zahllosen Fähigkeiten von selbst erledigt, die ihr wie Sand ganz nebenbei aus euren Ärmeln schüttelt, dieses gnadenlose Ausblenden von allem, was etwas von euch verlangen könnte, dieses ums Verrecken nichts wissen wollen von irgendeiner Verantwortlichkeit euch selbst und anderen gegenüber. Sicher kannst du sagen, Simon, und das kannst du ganz berechtigt sagen, du kannst es in die Welt hinaus schreien und ich werde jedem bestätigen, dass es stimmt: In deiner Kindheit ist vieles falsch gelaufen, sehr viel ist falsch gelaufen, bei wem von uns ist nicht viel falsch gelaufen? Aber du hast trotzdem (noch) um so viel mehr als viele andere. Gerechnet an deinen Talenten und Fähigkeiten bist du ein stinkreicher Mann. Du schwimmst in ihnen wie Dagobert Duck im Geld. Du hast nicht einmal das Recht das alles in den Dreck zu treten. Wärest du jetzt hier und wäre heute ein Tag, an dem wir miteinander reden können, würdest du mir wahrscheinlich sagen, dass es keinen Dreck gibt und dass gerade die dreckige Welt für dich die richtige ist und dass dreckige Erfahrungen mindestens gleich viel wert sind wie saubere, aber du würdest das Wort sauber dabei nicht in den Mund nehmen, nie nimmst du das Wort sauber in den Mund, und irgendwann würde es auch mir die Kehle hinunterrutschen und wäre nicht mehr da und wir würden weiterreden und ich würde zumindest für den Augenblick einverstanden sein können. Du bist aber jetzt nicht hier und der Dreck, in dem du steckst, stinkt nach Scheiße und wenn du nicht bald etwas dagegen tust, wird es ungeachtet der nützlichen Aspekte der Scheiße irgendwann kein Heraus mehr für dich geben und dieses Irgendwann ist, fürchte ich, nicht mehr allzu weit entfernt. Stört dich das nicht? Mit Schläuchen in der Nase durchs Leben gehen bzw. durch das, was vom Leben dann noch bleibt? Aber so wie du mit deiner Gesundheit durch die Gegend schmeißt, wird sich sogar der Schlauch schwer tun die Löcher in deiner Nase zu finden. Dabei sitzt dir die Gier in den Knochen bei diesem Spiel wie ein Geschwür. Wie soll das gehen? Und mir verpasst du die gelbe Karte, die Zuschauerbank, auf der ich wie angeschraubt sitze. Ich weiß nicht, was ich tun soll, weil ich nicht weiß, was ich für dich tun kann, weil du mich nichts für dich tun lässt. Was ich dir sage, schlägst du mir ins Gesicht, was ich dir anbiete, nimmst du nicht an und wenn ich dich frage, was du dir von mir wünschen würdest als Gegenleistung dafür, dass du aufhörst zu rauchen, lachst du nur, drehst dich um und gehst. Ich weiß nicht einmal, auf wen oder gegen was ich meinen Zorn richten soll. Es ist diese Hilflosigkeit, dieses das alles einfach aushalten müssen, es ist dieses hineingepresst sein und beim besten Willen nicht wissen wie herauskommen oder wie es annehmen können. Es ist dieses Blei in der Brust.

7. März: Zum Lachen gibt es heute zwar nicht mehr als gestern, aber ich gehe meinen Weg, so gut ich kann. Vielleicht kann ich Simon so helfen. Wenn ich mich nach fast fünfzig Jahren endlich für und nicht mehr gegen mich entscheide.

8. März: Frau Dr. T. ist mir heute am Gang über den Weg gelaufen. Gerannt ist besser. Sie hat mich angeschaut wie ein Mondkalb. Tatsächlich.

9. März: Die Hektik ist irgendwie weg. Dabei fliegen die Tage nur so dahin. Simon will anscheinend wirklich wieder nach Berlin. Paul wird ... eh schon wissen „und alle Zahlungen einstellen“. Ich zahle weiter, was ich jetzt zahle. Das ist zwar nicht viel, aber irgendetwas wird Söhnlein sich wohl dabei denken, wenn er so großzügig auf das Geld seines Vaters verzichtet. Er ist dreiundzwanzig und denkt sich aller Wahrscheinlichkeit nach überhaupt nichts dabei. „Ich kann mich in meiner Bewegungsfreiheit doch nicht davon beeinflussen lassen, ob man mir eine Wohnung bezahlt oder nicht.“ Geht mir auf die Nerven. Macht mir ununterbrochen solche Sorgen.

10. März: Ich werde vielleicht einmal mit meinem Stolz verhungern, dafür werde ich nicht an meiner Feigheit ersticken. Das war mein Gedanke in der Früh. Und ob Simon sich das auch denkt. Und jetzt am Abend: Solange ich mich aufrichtig bemühe, kann ich auch aufrecht gehen. Ob Simon ...

11. März: Heute in einer Woche ist mein letzter Tag. Gestern habe ich Unmengen Papier nach Hause geschleppt, stapelweise Kopien der wichtigsten aktuellen Sachen, die ich gemacht habe. Ich glaube nicht, dass ich irgendetwas davon noch einmal brauchen werde, aber ich brauche das. Das ist ein wichtiger Teil des Abschiednehmens für mich, des Sterbe-, vielleicht auch des Verwesungsprozesses. Ich muss diese Sachen noch eine Weile in meiner Nähe behalten dürfen, auch wenn wir nichts mehr miteinander anfangen können. Die Kanzleileiterin jetzt gerade am Telefon: „Guten Morgen, Frau Doktor! Das werde ich jetzt nicht mehr oft sagen können!“

12. März: Schön, sonnig, kalt. Samstag, 8 Uhr-Zug Richtung Graz. Paul war gestern mit den zwei Bootsbauern unterwegs und jetzt weiß er nicht, was er tun soll. Frühestens in zwei Jahren ist das Schiff fertig und kostet was weiß ich wie viel. (Solche Summen nimmt mein Hirn offenbar nicht in sich auf.) „Vielleicht wäre es das Gescheiteste, wir machen das Ganze zu und fahren.“ Eine Präpotenz ist das. Unglaublich. Als ob ich meinen Job an den Nagel hänge um für ihn den Matrosen zu spielen und als Eigentümer meinen Kopf hinhalte für ein weiches (weil osmotisches) Boot, mit dem er haufenweise Menschen durch die Gegend führt. Da werde ich gleich ein paar Dinge klarstellen müssen. Vielleicht sitze ich am Nachmittag schon wieder in der Gegenrichtung im Zug. Aber so blöd, wie er daherredet, ist er zum Glück nicht. Er sucht sich nie die einfachen Dinge und Wege aus, von denen er behauptet, sie seien so erstrebenswert. Zumindest landet er so gut wie immer bei den anspruchsvollen ... Zum Teil sicher, weil er sich die einfachen Wege selbst verstellt oder sie nicht einmal als Möglichkeit wahrnimmt, oder weil sich der Weg, den er sich ausgesucht hat und von dem er glaubt, er führt ihn schnurstracks ins Paradies, als sehr steinig herausstellt, zum Teil aber auch, weil er hartes Brot zwischen den Zähnen mag und weil etwas in ihm hinter die Dinge sieht und Ziele ihn anziehen, die zu erreichen kein lustiger Segeltörn ist sondern lebenslange Fahrt (von der er zwar ununterbrochen redet, vor der er sich aber fürchtet wie vor dem Teufel). Wenn er sich mit einem angesoffenen Boot ansaufen will, muss er sich einen anderen als Sargträger suchen. Er wollte mich als Eigentümer, jetzt bin ich der Eigentümer. Er hat (kann das sein?) geglaubt einen

willfährigen Trottel gefunden zu haben, vielleicht können wir den Weg trotzdem gut miteinander gehen. Meine Wünsche und Beweggründe sind zum Glück auch nicht immer lupenrein. Irgendwie habe ich das Gefühl (vielleicht auch nur, weil der Morgen heute gar so schön ist?), dass wir gar nicht so furchtbar weit von dort entfernt sind, wo wir hingehören im Abenteuer Leben. Alle drei. Mit der gesammelten Ausgabe unserer unlauteren Wünsche, Schwachstellen und tiefschwarzen Löcher. Jeder von uns steht auf seine Weise immer wieder vor dem Nichts. Trotzdem (oder deshalb?) ist es uns erlaubt (hin und wieder) aus dem Alles zu schöpfen. Es mag oft danach aussehen, als würden wir versagen. Wir versagen auch sehr oft. Aber wir sind auch Langsegler. Und die sind über weite Strecken nicht von Deppen zu unterscheiden. Nicht einmal für sich selbst. Und wie soll ich ihm das alles beibringen? Gar nicht. Irgendwo weiß er es und viel Gerede verträgt er nicht. Das alles ist eigentlich ... Welches Wort nehme ich jetzt? Irre. Und schön. Das alles ist eigentlich irre schön. Wie die Wüste schön ist. Man muss sich nur daran gewöhnen. Langsam. Mit viel Geduld und Spucke. Schnell geht hier nichts. Schnell geht in der Wüste gar nichts. Nur verdursten. Aber wir sind ihr ohnehin längst verfallen.

13. März: Der Mund pickig vom angezuckerten Milchschaum, der Kaffee darunter heute dünn, dürr trifft es besser. Wieder ein bisschen Kopfweg. Habe seit gestern die neue Brille. Mein Hirn steht still. Die Gleitsicht wird ihm zu schaffen machen.

14. März: Heute in einer Woche bin ich schon „draußen“ und am Buchberg. Es ist zwei Minuten vor sechs. Wolkenlos. Hell. Zehn Minuten vor Sonnenaufgang. Paul macht weiter mit dem Schiff. Waren zwei feine Tage.

15. März: Dr. L. redet vor sich hin, gedanken- und gewissenlos plappern sich die Wörter aus seinem Mund heraus und ich hoffungsloser Idiot versuche ihm zu erklären. Im Übrigen bin ich schon weit weg. Ich mache meine Arbeit, aber irgendetwas ist. Sterben ist seltsam. Leer wird es jetzt. Panik ist noch keine da. Vielleicht, weil es ihr nichts nützt. Jetzt ist es wie es ist, ob sie mich außer Gefecht setzt oder nicht. Da kann sie es gleich bleiben lassen. Vielleicht denken Paniken auch ökonomisch.

16. März: Zum letzten Mal in der Zentrale. Mit der „nach der Wahl Verordnung“ (die sechs Wochen sind fast vorbei). Und auf Wiedersehen sagen. Das Gespräch mit Dr. K. war fein. Der Widerstand hat ihm gefallen, den ich bei Diskussionen geboten habe, das Vertreten von und das Einstehen für Auffassungen in den Besprechungen. „Es ist nichts, wenn man in die Leere hineinredet, wenn keine Reaktion kommt oder nur irgendeine. Der gegenseitige Austausch ist wichtig, aus ihm entsteht etwas Neues.“ Genau das ist es. Genau das ist Sinn und Wesen des Dialogs. Und mir ist klar geworden, was ich suche (ich habe es ihm auch gesagt): Ich suche den Dialog. Auch mit der Gesellschaft. War ein gutes Gespräch. Ein warmes.

17. März: Es ist fein hier sitzen im Bus und schauen und die Gedanken laufen lassen. Und: Gespräch mit Dr. W. über meine „Sargnagel-Verordnung“ und eines meiner Motive zu gehen: ein Superding und dahinter nichts. Wie Dr. K. gestern sagte: Die Verordnung bedeutet unterm Strich einen Rückschritt für die Qualität. Bisher konnte man Standards verlangen, jetzt kann man nur mehr das Wenige

verlangen, das in der Verordnung steht. Natürlich muss man das Ganze auch von der anderen Seite sehen. Man kann nicht nur Qualität verlangen und die Tatsache, dass immer mehr Leistungen anfallen und immer weniger Geld da ist, ausblenden. Schlimm ist nur, dass und wie ein Einbremsen als Gasgeben verkauft wird. Wenn das, was ist, auf den Tisch gelegt wird und sich alle an diesen Tisch setzen und überlegen, was kann man unter den gegebenen Umständen machen und man kommt auf diesem Weg zum gleichen Ergebnis (was nicht unwahrscheinlich wäre), würde ich voll dahinter stehen (können). Es geht darum, wie man zu dem Ergebnis kommt und als was man es verkauft. Aber würden die Menschen die Wahrheit (dass immer mehr Leistungen anfallen und immer weniger Geld da ist und sich an dieser Situation auch in Zukunft nichts ändern wird, außer dass sie immer krasser wird) überhaupt hören, sehen, wissen wollen? Irgendwann wird ihnen nichts anderes mehr übrig bleiben. Und dieses Irgendwann ist, fürchte ich, nicht mehr allzu weit entfernt. Diese Formulierung kommt mir jetzt aber verdächtig bekannt vor. Und ich habe endlich DIE Umschreibung für Simon: nichts und dahinter ein Superding.

Am Abend: War ein guter Tag mit einer ganz lieben Überraschung. Ich will einen Akt in die Kanzlei tragen und finde lauter verschlossene Türen. Die Kanzleileitung, die Kanzlei, die Schreibstelle, alle Türen zu. Ich denke mir, das gibt es nicht. Es können doch unmöglich alle gleichzeitig essen gegangen sein. Auch die Referenten. Alle weg. Alle Türen zu. Was ist da los? Ich gehe wieder zu mir und will die Tür aufsperrn, da schießt Noras Kopf aus dem Sitzungszimmer: „Komm! Wir warten alle schon auf dich!“ Ganz lieb. Sekt, Blumen und viele liebe Gesichter, von denen viele unheimlich toll finden, was ich mache. Danke. Vielmals.

18. März: Als erstes in der Früh Paul am Telefon: „Ich liebe dich. Ich muss dir das sagen, bevor es dir ein anderer sagt.“ Dann ein letzter aber überaus heftiger Redeschwall von Nora, bevor sie in eine Besprechung verschwindet. Dann den ganzen Vormittag reden und telefonieren, viel lachen. Mittagessen in der Pizzeria, Spaghetti mit Tomaten, Mozzarella und Basilikum. Simon ruft mich zurück(!), ob er allerdings weiß, dass heute mein letzter Tag ist, weiß ich nicht. Am Nachmittag die große Abschiedsrunde von Zimmer zu Zimmer. Mein erster Arbeitsbehelf für „draußen“ vom lieben Dr. C.: ein Synonymwörterbuch. Etwas aus der Chagall-Ausstellung von Edda. Warum „die Schläferin mit Blumen“? Die rechtliche Beurteilung einer rechtlichen Beurteilung, die Nora noch gern von mir gehabt hätte, mache ich nicht mehr. Es ist vorbei, es ist fertig und ich habe kein schlechtes Gewissen. Frau Dr. T. hat als Einzige in unserem Referat hier komisch reagiert. Sie wird überhaupt immer komischer. Wie Frau Dr. S. vor ein paar Tagen in der Zentrale. Wie sie gelacht hat mit ihrer hohen Stimme: „Hier geht es zu wie in einem Irrenhaus.“ Mein unvermittelter Gedanke: „Du passt hinein.“ Frau Dr. T. heute: „Nein, das könnte ich nie, meine Eltern würden das nie erlauben.“ Die Frau ist einiges über fünfzig ... Wir haben uns nicht einmal die Hand gegeben zum Abschied. Ihr Mann war sehr freundlich. Er hat mich gefragt, was ich jetzt vorhabe. Meine Antwort hat ihn sicher erschreckt: „Auf meinen eigenen Füßen stehen, mit meinem eigenen Kopf denken und mir und der Welt verantwortlich sein für das, was ich tue.“ Sogar in der Kantine war ich mich verabschieden. Ich glaube, ich habe niemand vergessen, den ich nicht vergessen wollte. Dann in die Stadt, zwei Kerzen anzünden im Stefansdom, eine Tüte Eis, eine Bettlerin, ein Eis schleckender Bundespräsident mit Frau, Yoga, müde. Paul ist lieb. Er denkt so viel an mich, er freut sich so mit mir, er ist so stolz auf mich und er hat Zimmer reserviert in dem

lieben/schönen Hotel in Piran für das Wochenende nach Ostern. Und jetzt gehe ich schlafen. Morgen ist ein ganz gewöhnlicher Tag.

Natürlich war es kein ganz gewöhnlicher Tag. Es war aber auch kein sehr ungewöhnlicher Tag.

Es ist trüb und es ist nett. Ich sitze mitten im Saustall der letzten Tage/Wochen bei Kerzenlicht und frühstücke. Wenn ich damit fertig bin, werde ich auskundschaften, ob es den Bauernmarkt nach der Winterpause schon wieder gibt. Eine Stunde später: Bauernmarkt gibt es schon. Die Leere auch. Der entsetzliche Gedanke: „Was hast du getan? Alles weggeworfen. Jetzt stehst du da und hast nichts.“ Es ist wie das Loch nach einer großen Prüfung. Wenn der Tag X vorbei ist und du leer nach Hause schleichst. Wenn du alles gegeben hast. Wenn es nichts mehr gegeben hat außer dem. Andere geben vielleicht nicht so viel, sie verschmelzen nicht mit dem, was sie tun. Solche Menschen können nach der Prüfung feiern, die Versmolzenen müssen erst wieder Boden unter den Füßen suchen. Die Zeit seit Anfang Dezember war gerammelt voll. Mit Erwartung, stiller Anerkennung, roten Teppichen, gebeten und gefragt werden, ersten und zweiten staunenden Blicken, Ruhe beim Arbeiten, Ruhe vorm AL, das Jammern seiner Stellvertreterin, die Freude, dass ich nicht mehr zugeschüttet werde und wenn doch, dass das alles nicht mehr lange dauert, die Anerkennung von Paul, das „Cool!“ von Simon, das es meiner Mutter sagen, das „Ich finde gut, was du machst“ meiner Schwester. Dann die nächste Hürde: die offizielle Austrittserklärung. Das Erschrecken in Noras Augen, ihr Herumtelefonieren wegen der immer noch nicht erfolgten Postenaufwertung, ihre Frage: „Noch ein Monat? Dann wäre der Posten aufgewertet.“ Mein glasklares Nein, mein Begreifen, dass sie überhaupt nicht wissen, was das für ein Schritt für mich ist und dass man den nicht wie eine Spielfigur auf einem Brett herumschieben kann. Dann das Abwenden des Blickes von Niklas, das Zurücktreten seiner Stellvertreterin, ihr „Die erste Zeit wird sicher schön.“, das Lauffeuer, der Mondkalbblick der Dr. T., die Erleichterung, dass die offizielle Erklärung endlich draußen ist, die vielen Gespräche, bei jedem selber ein Stück mehr begreifen, die Zufriedenheit dabei, das Wissen, dass es so passt, die Vorhänge mit den Vögeln nach Hause, die Blumenstöcke, die ersten Papierstapel, kein Einlauf mehr, nur die Neue zum Einschulen, nur Nora, die mich noch fragt, immer mehr anerkennende Blicke, fast nur mehr anerkennende Blicke oder ausweichende, die Abschiedsrunde in der Zentrale, Akten übergeben und Gespräche, Gespräche, Gespräche, Fransen hängen mir schon vom Mund, trotzdem fallen mir immer wieder Antworten ein. Die Frage von Herrn H.: „Was wird das für ein Gefühl sein, wenn Sie da bei der Tür hinausgehen?“ Mein: „Fragen Sie mich nachher.“ Sein: „Ich stelle es mir unbeschreiblich schön vor.“ Mein nichts darauf Sagen und mein Wissen, dass es nicht so sein wird, mein Hoffen, dass es ganz gewöhnlich sein wird. Und dann das Genugsein. Das Fertigsein. Man kann nicht ewig sterben. Man muss es gut sein lassen, sonst wird der Geschmack schal, für alle. Meine letzte Runde von Zimmer zu Zimmer. Dann ist es fertig. Zu dem Text, den ich noch beurteilen soll, komme ich nicht mehr hin. Er ist schon auf der anderen Seite und ich bin hier. Vor mir endlose Weite. Heute ist Palmsamstag. Blauer Himmel. Kalt. Beim Spaziergehen in der Früh habe ich A. getroffen. „Du kannst mich immer anrufen, wenn du etwas brauchst.“ Diese Art, die (mitleidige?) Stimmlage, vertrage ich nicht. Simon wahrscheinlich auch nicht. Ich muss das bei ihm lassen. Er geht seinen Weg. Und ich gehe jetzt putzen. Ich möchte den Frühling ohne Saustall anfangen.

Die Karwoche und die Woche darauf waren eine de jure / de facto Zeit. De jure war ich noch „drinnen“ (Resturlaub und Zeitausgleich), de facto war ich schon „draußen“. Und genauso fühlte ich mich: weder noch, sowohl als auch, irgendwo zwischen Himmel und Erde und ein bisschen darunter. Da ich den Anfang, der nur in diesen allerersten Tagen steckt wie ein Punkt auf einem leeren Blatt Papier, (er)leben und von ihm begriffen werden wollte, hatte ich alle Einladungen über Ostern (von Paul und von meiner Mutter) abgelehnt. Außerdem wusste ich beiläufig, an welcher Weggabelung ich stand und dass ich den Weg, den ich gewählt hatte und der jetzt vor mir lag, in seiner ganzen Länge Schritt für Schritt auf meinen eigenen zwei dicken Beinen gehen würde müssen. Ich verbrachte daher die Karwoche und die Woche darauf im Wesentlichen allein und kam mir vor wie eine Ameise im Weltraum. Da Ameisen aber nicht nur winzig sind, sie haben auch etwas roboterhaftes, begann ich nach dem Motto „von nichts kommt nichts“ sofort am Montag in der Früh mein Manuskript zu überarbeiten. Im Übrigen begann die Karwoche zu meiner Freude blitzblau und mit dem Frühling. Und sie endete, wie soll ich sagen, ich weiß nicht, wie ich es sagen soll, mit dem Segen urbi et orbi ohne Worte, aber nicht ohne Ton, sprich: mit einem Röcheln. Ein paar Tage später, am Monatsletzten, endete mein Dienstverhältnis dann auch de jure und damit ein ganzer Lebensabschnitt unwiderruflich.

Und da ich Ende und Anfang nicht auseinander klaben kann, hier beide Tage:

Sitze in der U-Bahn Richtung Südbahnhof. Heute ist mein letzter Tag in der Gruppe der grauen Paradiesvögel. Eigentlich geht es uns Beamten unglaublich gut. Sogar heute könnte ich noch zurück. Ich bräuchte jetzt nur umzudrehen und einen Antrag zu stellen (dass man mich behält). Ich bin überzeugt, sie würden mich behalten. Und ich Trottel fahre nach Graz. Von dort fahren wir weiter nach Slowenien. Morgen in der Früh sitze ich schon am Meer. Das schenkt mir Paul zum Geburtstag. Ein schöneres Geschenk hätte er mir gar nicht machen können. Simon habe ich nicht gefragt, ob er mit uns fahren will, das zwickt ein bisschen an meinem Gewissen, aber ich will diesen Geburtstag erleben dürfen, ich will ihn nicht von einem Streit zum nächsten durchleiden müssen. Ich hoffe, das habe ich mir verdient.

Eine Stunde später im Zug: Man hat mir die Brieftasche gestohlen! Aus der Handtasche. Das ist jetzt schon das dritte Mal, dass man mir die Brieftasche stiehlt! Es kann nur in der U-Bahn oder beim Warten auf den Zug passiert sein oder ich habe sie nach dem Kartenkaufen „daneben gesteckt“, das ist mir allerdings noch nie passiert. Ich finde das so beschissen! Diese Arschlöcher, die nur auf Kosten der anderen leben! Das war sicher keiner, der am Hungertuch nagt. So einer wäre mir aufgefallen. Die Karten sind natürlich auch wieder alle weg einschließlich Personalausweis. Zum Glück gibt es den Pass noch nicht in Kartenformat. Sonst könnten wir jetzt nicht einmal ans Meer fahren. Ein entzückendes Abschiedsgeschenk!

„Komm ... Jetzt reg dich doch nicht so auf.“

„Ich reg mich aber auf ...“

„Freu dich doch lieber auf morgen ...“

Es war am frühen Abend, als wir im „Auge des Fisches“ ankamen. Das ist kein Name, den ich irgendwo gelesen oder gehört habe, das ist mein Name für den ursprünglichen Fischerhafen in Piran, jetzt (zugeschüttet) Hauptplatz. Die Landzunge von Piran schaut aus der Luft wie ein Fischkopf aus und der kugelrunde Hauptplatz über dem jetzigen Hafen wie das Auge über dem aufgerissenen Maul. In diesem Auge, vom Hafen aus gesehen rechts, ist ein kleines Hotel, in das uns letztes Jahr ein Regenguss buchstäblich hineingeschwemmt hat. Hier kommen wir wieder her, waren wir uns einig. Jetzt waren wir wieder da. Diesmal regnete es nicht. Es war noch ganz hell. Mehr weiß ich nicht mehr von diesem Tag. Nur dass wir saumäßig gut Fisch essen waren. Der Name Piran soll vom griechischen Pyr (das Feuer) kommen, weil die ursprüngliche Siedlung hauptsächlich als Leuchtturm für Schiffe gedient hat.

Einen Moment Stille hatte ich. Ich dachte gerade, der Morgen war bis jetzt so schön, so schön muss er gar nicht weitergehen, ein bisschen davon genügt mir völlig, da ist ein Rudel junger Burschen bei der Tür hereingeplatzt. Es ist trotzdem schön, wahrscheinlich gerade deshalb. Ein seltsames Cafe, in dem ich hier sitze. Die Wände rot und gelb, aufgemalte Steinsäulen, viel Glas, Rundbögen, Milchglasmuster, teilweise Sofas zum Sitzen, viel Holz, Bücher, ein offener Türflügel auf eine Loggia, anschließend Terrasse, anschließend Kaimauer, anschließend Meer. Sonne. Ich habe nichts gegen diesen Beginn meines Geburtstages und eines neuen Lebensabschnittes einzuwenden, rein gar nichts. Das Erste in der Früh ein Blick über den Hauptplatz von Piran. Das schon ein halber Traum. Dann zur Kirche hinaufgetastet durch die schmalen Gassen. Dann der Blick von oben über Piran aufs Meer die zweite Hälfte vom Traum. Mitten im Traum/Blick läutet das Telefon und meine Mutter wünscht mir alles Gute. Dann ein SMS aus meiner (jetzt kann ich es sagen, seit heute stimmt es) ehemaligen Dienststelle: „Die besten Wünsche zum Geburtstag und viel Erfolg bei der Umsetzung Ihrer Ziele.“ Dann wieder herunter und hierher. Und jetzt gehe ich Paul aufwecken. Nach dem Frühstück: Paul hat mir ein ganz liebes Geschenk gemacht: Grenzen/los als Buch. Hundert Stück! Dabei bin ich dabei alles wieder umzukrempeln. „Wer weiß“, hat er gesagt, „vielleicht werden diese hundert Urexemplare einmal gehandelt wie die blaue Mauritius.“ Netter Knochen du. Und das schenke ich mir heute: ich zu sein und wenn es sein muss als Putzfrau.

Ich hatte das noch nie: das Gefühl auf den Punkt genau am richtigen Platz zu sein. Ohne Einschränkungen und Zusätze wissen, dass es passt. Dass ich ich bin und dass das genau das ist, was ich sein soll. De jure und de facto fielen an diesem Tag zusammen, nicht nur außen, auch innen. Ich schrieb mir sogar eine Ansichtskarte: „Willkommen zu Hause“

Am Nachmittag haben wir Triton (das Schiff heißt so) besucht. Piran - Monfalcone ist nicht weit. Heute habe ich mir den Besuch gewünscht. Wenn ich dieses Schiff sehe, diese Großbaustelle, habe ich ein ähnlich beklemmendes Gefühl, wie wenn ich Simon sehe. Ich kann mit diesen riesigen Open Ends nicht umgehen. Sie stecken mir im Hals. Ich kann sie weder hinunterschlucken noch heraufwürgen. Das sind Knoten, die ich nicht lösen kann. Mit Simon habe ich am Vormittag telefoniert. Es wird von Tag zu Tag schlimmer. Ich höre seine Stimme und der letzte klare Gedanke ist weg. Würde ich es nicht selbst erleben, ich würde es nicht

glauben. Aber zwischen uns ist es jetzt so. Jeder Ton klingt falsch. Jede Berührung tut weh. Und wenn er nichts sagt, tut es erst recht weh ... **Später:** Viele liebe SMS aus meiner ehemaligen Dienststelle, am Abend Telefonat und SMS hin und her mit Niklas. Feines Abendessen. Es gibt nichts, das heute nicht fein gewesen wäre. Außer den schon erwähnten Knödeln im Hals. Aber die beiden gehören dazu. Ich könnte mir mein Leben ohne sie nicht vorstellen. Da sollen sie mich lieber beklemmen.

Meine Erinnerung an diesen ersten Tag endet in einem Cafe in einem Korbstuhl mit weißen Polstern, Paul vor einer ziemlich färbigen Torte, ich vor meinem Cappuccino, im Fernsehen wird über den sterbenden Papst berichtet.

7. 4. Irgendwo. Auf einer Bank in einem Park zwischen Autoreihen. Am Nachmittag bekomme ich meinen Laptop und dann könnte ich wieder nach Wien fahren. Paul fährt jedenfalls heute nach Isola zu einem Segeltraining. Alles noch sehr gewöhnungsbedürftig. Jeder ist in seinem Rad drinnen, in seinem Rhythmus. Nur ich nicht. Alle haben irgendetwas zu tun, sind irgendwie eingeteilt, bekommen von irgendwoher Geld. Ich nicht. Jetzt ist der Boden wirklich weg unter den Füßen. Aber das passt schon. Überall, an allen Ecken enden jetzt Dinge und beginnen neue. Wenn ich nur die drei Wochen hernehme, die ich jetzt „draußen“ bin (und ich habe in dieser Zeit nichts von der Weltpolitik mitgekriegt): Der Papst ist tot, das BZÖ hat sich von der FPÖ abgespalten und Haider sitzt wie der Hase aus dem Zauberhut in der Bundesregierung, die Familie von Lukas lässt sich jetzt auch mit Selbstmorddrohungen nicht mehr zusammenhalten, Simon geht irgendwann jetzt wieder nach Berlin. Alles Umbrüche, Zerbrüche, Aufbrüche. Es ist eine bewegte, lebendige Zeit. Und ich muss jetzt gehen.

## PS

„Warum Schneckenhaus? Warum ausgerechnet DAS SCHNECKENHAUS? Das klingt so passiv, so nach Verkriechen, nach Angst, sich zurückziehen in seine Höhle. Du musst dir unbedingt einen anderen Titel überlegen.“

Das hat man mir nicht nur einmal gesagt.

### **Daher noch ein Wort zum Titel und was er für mich bedeutet:**

Wenn ich ein Schneckenhaus betrachte, würden mir nie Begriffe wie Verkriechen, Angst, Höhle in den Sinn kommen. Vielleicht, weil mir gar nichts in den Sinn kommt, wenn ich ein Schneckenhaus betrachte. Ich höre auf zu denken. Die Augen berühren es und der Kopf ist leer. Als Form mag ein Schneckenhaus eine Höhle sein, ist es eine Höhle, es ist das Außenskelett eines Weichtieres, eine Grenze, hinter die es sich zurückziehen kann, die ihm Schutz und Halt bietet, jede Form ist eine Höhle, ein Haus, weil sie etwas ein-, sich ab- und etwas ausgrenzt, aber **d i e s e** Form hebt gleichzeitig jede Begrenzung auf, weil sie keine Fehler hat und wenn etwas keine Fehler hat, kann man nicht darüber nachdenken, ich zumindest nicht. Müsste ich es trotzdem tun und würde mir der eine oder andere Begriff in den Sinn kommen, wäre das vielleicht Mandala oder Überhaus. Wenn man aus einem sehr kleinen Haus hinaustritt, aus einer sehr kleinen Sicherheit. In ein sehr großes.

Das bedeutet für mich der Titel.

Und zum Thema Titel-Wechsel: Titel sind keine Unterhosen. Titel sind, wenn sie einmal da sind, wie Kapitäne. Sie verlassen das Schiff als Letzter.

